



## Unsichtbar im eigenen Text?

### Einstellungen von Studierenden der Philosophie zum Ich-Gebrauch in Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten

Nicky Deluggi (Universität Wien)

Schreibmentoring-Projekt (Betreuerin: Mag.<sup>a</sup> Dr.<sup>in</sup> Karin Wetschanow, Universität Wien)

#### Abstract:

Der vorliegende Artikel untersucht die Einstellungen von Studierenden der Philosophie zu Selbstreferenz in Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten. Es wird der Frage nachgegangen, wie angemessen Studierende den Gebrauch des Pronomens „ich“ in verschiedenen Autor\*innenrollen empfinden und ob dieses Urteil in Zusammenhang mit dem Kriterium der Textsicherheit steht. Den theoretischen Hintergrund bilden die Funktionen des Ich nach Tang und John (1999) sowie Hylands (2005) Ausführungen zum rhetorischen Potential des Ich. Zwei Hypothesen wurden überprüft: Je riskanter die Autor\*innenrolle, desto unangemessener wird der Ich-Gebrauch empfunden und je niedriger die Textsicherheit, desto unangemessener wird der Ich-Gebrauch empfunden. Zur Beantwortung der Fragestellung wurde ein quantitativer Online-Fragebogen mit Studierenden des Bachelorstudiums Philosophie der Universität Wien durchgeführt. Aus der Untersuchung geht hervor, dass der Ich-Gebrauch in low-risk Autor\*innenrollen im Schnitt als angemessener bewertet wird als in high-risk Funktionen. Das Kriterium der Textsicherheit nahm keinen Einfluss auf die Bewertung der Angemessenheit.

**Keywords:** Selbstreferenz, Ich-Gebrauch, Ich-Tabu

#### Empfohlene Zitierweise:

Deluggi, N. (2021): Unsichtbar im eigenen Text? Einstellungen von Studierenden der Philosophie zum Ich-Gebrauch in Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten. *zisch: zeitschrift für interdisziplinäre schreibforschung*, 4, 87-100. DOI: <https://doi.org/10.48646/zisch.210406>



Lizenziert unter der CC BY-ND 4.0 International Lizenz.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz](http://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/) zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/> oder wenden Sie sich brieflich an Creative Commons, Postfach 1866, Mountain View, California, 94042, USA.

## Unsichtbar im eigenen Text?

### Einstellungen von Studierenden der Philosophie zum Ich-Gebrauch in Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten

Nicky Deluggi (Universität Wien)

#### Einleitung

Die Frage, inwiefern und an welchen Stellen Verfasser\*innen im Text sichtbar werden, wird in der Sprachwissenschaft unter dem Begriff der Selbstreferenz erforscht; ein Thema, dem in der schreibwissenschaftlichen Forschung der letzten Jahrzehnte viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde: Viel rezipierte Untersuchungen von Katrin Girgensohn, Torsten Steinhoff und Harald Weinrich zeigen, dass Formulierungen, die das eigene Ich als Autor\*in durchscheinen lassen, häufig als unwissenschaftlich wahrgenommen werden. In manchen Disziplinen herrscht sogar ein regelrechtes Ich-Tabu (Girgensohn, 2008; Steinhoff, 2007a; 2007b; Weinrich, 1989). In Folge ziehen sich manche Autor\*innen in einer Art linguistischen „Deagentivierung“ aus ihren eigenen Texten zurück bzw. werden als Schreibende regelrecht unsichtbar (Polenz, 1981, 105). Besonders Studierende haben oft Schwierigkeiten mit dem Sichtbarwerden in universitären Qualifizierungsarbeiten (e.g. Proseminararbeiten, Seminararbeiten, Abschlussarbeiten, Hausarbeiten) (Girgensohn, 2008, 298; Girgensohn & Sennewald, 2012, 122). Die folgende Arbeit knüpft direkt an diese Sachlage an.

Mittels eines quantitativen Online-Fragebogens untersuche ich die Einstellungen von Bachelorstudierenden der Philosophie zum Ich-Gebrauch als Form der Selbstreferenz in Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es zu ermitteln, wie angemessen Studierende der Philosophie den Ich-Gebrauch in seinen verschiedenen Funktionen empfinden und in welchem Zusammenhang sein Einsatz zum Kriterium der Textsicherheit steht. Die Philosophie als inhärent argumentations- und meinungsorientiertes Fach erfordert in der Regel auch von den zu verfassenden Qualifizierungsarbeiten eine explizit eigene Argumentation und bietet sich demnach als disziplinäre Eingrenzung an. Folgende Fragen leiten meine Analyse: In welchen Funktionen bzw. Autor\*innenrollen erachten Philosophiestudierende den Einsatz des Ich als angemessen? Liegen der Bewertung der Angemessenheit strategische Muster des Ich-Gebrauchs zugrunde? Ändert sich mit zunehmender Textsicherheit die Einschätzung der Angemessenheit des Ich-Gebrauchs?

Im Folgenden wird zunächst näher auf den Begriff der Selbstreferenz und die strategischen sowie psycho-sozialen Implikationen des Ich-Gebrauchs für studierende Autor\*innen eingegangen. In Unterkapitel „Ich ist nicht gleich Ich?“ wird der Ich-Gebrauch in verschiedenen Autor\*innenrollen und Funktionen beleuchtet. Basierend auf diesen theoretischen Überlegungen lege ich im Anschluss folgende beiden Hypothesen dar: Einerseits möchte ich davon ausgehen, dass je riskanter die Autor\*innenrolle, desto unangemessener wird der Ich-Gebrauch empfunden. Zudem nehme ich an, dass je niedriger die Textsicherheit, desto unangemessener wird der Ich-Gebrauch empfunden. Im darauffolgenden Methodenteil werden Aufbau und Durchführung des Online-Fragebogens im Detail

erklärt, anhand dessen obige Hypothesen geprüft wurden. Darauf folgt die Auswertung der Ergebnisse, deren Diskussion und das Fazit.

## Rhetorisches Ass oder Kriterium für Unwissenschaftlichkeit? Implikationen des Ich-Gebrauch als Selbstreferenz

Wie bereits angedeutet bezieht sich der Begriff der Selbstreferenz darauf, inwiefern Verfasser\*innen im Text sichtbar werden. Selbstreferenz lässt sich mittels diverser Formulierungen realisieren,<sup>1</sup> für diese Arbeit wird jedoch ausschließlich der Gebrauch des Personalpronomens Ich als Mittel der Selbstbenennung (*self-mention*, Hyland, 2005, 181) untersucht.

Für das Verständnis der vorliegenden Arbeit ist der Gebrauch des Personalpronomens als sozio-linguistisches Phänomen, eingebettet in ein strategisches Rahmenwerk zu sehen. Nach dem Linguisten Ken Hyland haben wissenschaftliche Autor\*innen zwei sprachliche Instrumentarien zur Verfügung, um überzeugende Argumente zu konstruieren: *engagement* (Leser\*in wird mit einbezogen) und *stance*. Letzteres Schlüsselkonzept umfasst die Kommunikation der eigenen Rolle, Einstellungen, Meinungen und Überzeugungen an die Leser\*innen (Hyland, 2005, 174; Schmidt, 2016, 43). Solches *stance-taking* ist eng mit sozio-psychologischen Vorgängen und strategischem Verhalten verbunden: Die Konstruktion einer gewissen Persona im Text, etwa durch das Personalpronomen Ich, folgt nicht nur den Regeln wissenschaftlicher Konventionen, sondern ist auch in „übergreifende Prinzipien der sozialen Interaktion wie z.B. Höflichkeitsregeln“ eingebunden (Schmidt, 2016, 12; Myers, 1989).

Das ICH definiert in direkter Weise den Sprecher bzw. den Autor eines Textes und gibt Aufschluss darüber, welche Identität(en) er sich in der sprachlichen Interaktion zuschreibt, welchen Gruppen er sich zuordnet (und welchen dadurch auch nicht) und wie er generell von seinem Gegenüber wahrgenommen werden will. (Schmidt, 2016, 6)

Das Level an „Persönlichkeit“ im Text zu kontrollieren kann also zur zentralen Strategie beim Aufbau eines überzeugenden Arguments werden (Hyland, 2005, 173; Fløttum, Gedde-Dahl, & Kinn, 2006, 96). Dadurch, dass das Ich die Autor\*innen klar sichtbar macht, hat es die rhetorische Kraft, eigene Gedanken als original und neu zu markieren und so ein kompetentes Bild der Forscher\*innen zu vermitteln (Hyland, 2002, 1110). Doch durch dieses Sichtbarwerden im Text entsteht gezwungenermaßen auch Angriffsfläche: Indem eine Aussage klar als „meine“ markiert wird, bin auch ich es, die\*der Verantwortung für deren Inhalt und Korrektheit übernehmen muss. Wird das Ich hingegen vermieden, stehen Fakten unabhängig von den Forschenden und es wird Abstand von möglicher Falsifizierung gewonnen (Harwood, 2005, 1208). Der Ich-Gebrauch ist daher mit einem gewissen Gesichtverlust (*high-risk*) verbunden, während unpersönliche Formulierungen die Autor\*innen in geringerem Ausmaß einem solchen Risiko aussetzen (*low-risk*) (Tang und John, 1999; Hyland, 2002).

Insbesondere für Studierende ist die Implikation von Autorität, persönlicher Bindung an das Behauptete, sowie gesteigerter Verantwortung für das Geschriebene ein guter Grund, den Ich-Gebrauch zu meiden, zumal der eigene Text im Prüfungskontext ja einer Benotung unterlaufen wird (Girgensohn &

<sup>1</sup> Um nur einige Beispiele zu nennen: Abgesehen vom Ich-Gebrauch zeigt sich Selbstreferenz etwa in *hedges*, *boosters*, *attitude markers* (Hyland, 2005, 177), Passivformulierungen, Partizipialkonstruktionen, Funktionsverbgefügen, Nominalisierungen oder Lexemen (Steinhoff, 2007b, 165-166).

Sennewald, 2012, 122):

The authorial pronoun is a significant means of promoting a competent scholarly identity and gaining acceptance for one's ideas, and while these students were sensitive to its rhetorical effects, they were reluctant to accept its clear connotations of authority and personal commitment. As a result they significantly underused authorial pronouns and determiners, downplayed their role in the research, and adopted a less clearly independent stance compared with expert writers. (Hyland, 2002, 1110)

Trotz dieses rhetorischen Potentials sehen viele Autor\*innen der Fachliteratur den Default im deutschen Sprachraum in einer bewusst unpersönlichen Schreibweise (Koutsantoni, 2007, 151), die Harald Weinrich (1989) als „Ich-Tabu“ bezeichnet.<sup>2</sup> Angesichts der wissenschaftlichen Kriterien der Objektivität und Sachbezogenheit werden Forschungsergebnisse bevorzugt entbunden von Meinung und Subjektivität, als von den Autor\*innen losgelöste *hard facts* dargestellt (Moll & Thielmann, 2016, 110). Der Sprachwissenschaftler Thorsten Steinhoff widerlegt in seiner Dissertation die Annahme eines totalen Ich-Tabus, beobachtet jedoch eine Abnahme des Ich-Gebrauchs mit zunehmender Schreiberfahrung. Studierende bedienen sich öfter des Ich als Expert\*innen, wobei sie dieses meist in autobiographischer, erzählender Form einsetzen. Es ist vor allem dieses subjektive Erzähler-Ich (entgegen dem Verfasser-Ich und dem Forscher-Ich), dem es an wissenschaftlichem Kontextualisierungspotential fehlt: In Steinhoffs Analyse wurden Texte mit vermehrtem Erzähler-Ich-Gebrauch aufgrund des entstehenden Bildes einer Person hinter dem Text als unwissenschaftlicher und „studentischer“ kategorisiert, als sie es womöglich waren (2007a, 22, 23; 2007b, 176). Ein solcher „naiver“ Ich-Gebrauch wird im Laufe der akademischen Karriere jedoch, wie bereits erwähnt, immer seltener, zumal „die Lerner [...] das ich [...] zunehmend kontrollierter und wissenschaftstypischer“ einsetzen (Steinhoff, 2007a, 23-24). Die Beobachtungen von Hyland und Steinhoff zeigen auf, dass der Ich-Gebrauch in beinahe gegensätzlicher Weise zu einem Kriterium der sprachlichen Wissenschaftlichkeit des Textes werden kann: als rhetorisches Ass oder Zeichen einer wissenschaftlich naiven Schreibweise.

## Ist Ich nicht gleich Ich? Ich-Gebrauch in verschiedenen Autor\*innenrollen

Die oben beschriebenen rhetorischen Implikationen des Ich-Gebrauchs sind dabei nicht festgeschrieben, sondern variieren je nach funktionellem Kontext, in dem das Personalpronomen eingesetzt wird. Das bedeutet, dass der Ich-Gebrauch je nach Funktion als unterschiedlich wissenschaftlich oder unterschiedlich „riskant“ eingeschätzt wird. In der Fachliteratur werden solche Funktionen oder Autor\*innenrollen auf unterschiedliche Art und Weise benannt und klassifiziert. Diese Arbeit stützt sich auf die Klassifizierung nach Ramona Tang und Suganthi John (1999, 27-29), welche hier kurz zusammengefasst wird.

Das Ich als (1) *representative* wird in der ersten Person Plural ausgedrückt und lässt die Verfasser\*innen (und eventuell auch die Lesenden) in einer größeren Gruppe verschwinden (z.B. „Sokrates' Philosophie, wie wir sie heute kennen, wurde von Platon verschriftlicht“). Ebenfalls in wir-Form steht das Ich als (2) *guide through the essay*, das Leser\*innen gewissermaßen durch den Text führt und begleitet („Kommen wir nun zu folgendem Beispiel“). Die Rolle des (3) *architect of the essay* erfüllt eine ähnliche Funktion,

<sup>2</sup> Im anglo-sächsischen Sprachraum erfreut sich der Ich-Gebrauch in der Regel größerer Beliebtheit (Schmidt, 2016).

stellt aber das Ich als organisierende und strukturgebende Instanz stärker in den Vordergrund.<sup>3</sup> Für die vorliegende Arbeit habe ich die Rolle des *architect* noch weiter differenziert, in *architect*, *Struktur* („In folgendem Kapitel werde ich näher auf Judith Butlers Argumentation eingehen“), *Lesesteuerung* („Ich werde später auf diese These zurückkommen“) und *outlining* des Forschungsvorhabens („Daher möchte ich mich darauf beschränken, lediglich die ersten beiden Prämissen zu widerlegen“). (4) Die Funktion des *recounter of the research process* wird verwendet, um Bericht über den Forschungsprozess und die angewandten Methoden zu erstatten.

Die bis jetzt genannten vier Funktionen Tang und Johns (1999) folgen einem eher textkommentierenden Zweck und sind in der Regel nicht an Meinungsäußerung gebunden: Das Ich markiert hier weniger die Einstellung der Schreibenden zum Gesagten, sondern zeigt vielmehr deren Rolle im Forschungsprozess sowie die Forschungsmethode oder Gliederungselemente der Arbeit auf. Weitert man die Zuschreibungen *high-risk* und *low-risk* von persönlichen und unpersönlichen Formulierungen auf die Autor\*innenrollen selbst aus, handelt es sich hier um *low-risk* Ich-Gebrauch.

Tang und John (1999) zufolge kann das Ich jedoch auch meinungstragende Autor\*innenrollen einnehmen: Die Funktion des (5) *opinion-holder* signalisiert die eigene Einstellung oder Meinung, allerdings zu bereits Bekanntem (z.B. Ablehnung, Zustimmung, Interesse etc.). Das Ich als (6) *originator* hingegen markiert die Produktion von originalen, neuen Inhalten; es argumentiert, bringt eigene Schlussfolgerungen und Thesen hervor. Wird das „wertfreie“ Terrain des Textkommentars verlassen, ändert sich auch das Risiko im Gebrauch. In der hier gelisteten Reihenfolge von *representative* zu *originator* gerät man selbst als Verfasser\*in immer mehr in den Vordergrund. Tang und John interpretieren diese Hierarchie der Autor\*innenrollen als eine Zunahme von „autoritativer Machtausübung“:

By a powerful authorial presence, we mean that the writer displays a high level of authority within the text, where ‘authority’ has elements of both its common meanings of ‘a right to control or command others’ and ‘knowledge or expertise in a particular field’, as well as a meaning more specific to this article - the quality belonging to an ‘author’, where ‘author’ is used in [the] very specialized sense of ‘a maker of meaning’. (Tang & John, 1999, 26)

Die klare Verbindung zwischen Autor\*in und Text (*quality of belonging*) bringt eine steigende Verantwortung bezüglich des Geschriebenen mit sich, was einen *high-risk* Gebrauch des Personalpronomen Ich nach sich zieht (Harwood, 2005, 1211; Hyland, 2002, 1104).

In den bisherigen Ausführungen habe ich aufgezeigt, dass Selbstreferenz durch Ich-Gebrauch mit einem gewissen Risiko für die Schreibenden verbunden ist, das je nach Autor\*innenrolle variieren kann. Zudem kann das Ich als Kriterium der sprachlichen Wissenschaftlichkeit herangezogen werden, d.h. es kann dazu beitragen, dass Texten Wissenschaftlichkeit an- oder aberkannt wird. Anhand dieser Erkenntnisse lassen sich einige Hypothesen und Annahmen ableiten, die im nächsten Unterkapitel thematisiert werden.

## Hypothesen

Die Philosophie, wie viele andere Geistes- und Sozialwissenschaften, greift methodisch zum Großteil auf interpretative und hermeneutische Verfahren zurück. Daher kann es schwierig sein, den Inhalt

<sup>3</sup> *Architect* sowie *guide* decken sich auch gut mit Steinhoffs Verfasser-Ich (2007a) oder der *writer-role* bei Fløttum et al. (2006).

eines philosophischen Textes als vollständig losgelöst von dessen Verfasser\*in zu betrachten (Schmidt, 2016, 39). Zudem wird im Fachbereich Philosophie in der Regel von erfolgreichen Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten erwartet, dass sie eigenes Gedankengut hervorbringen und dementsprechend (trotz hoffentlich sachlicher Argumentation) immer zu einem gewissen Grad subjektiv und meinungsbetont sind.<sup>4</sup> Im Handbuch *Wissenschaftliches Arbeiten im Philosophiestudium* (Posselt, Flatscher, & Weiberg, 2018), nach dem sich Studierende am Institut für Philosophie der Universität Wien richten sollen, steht zum Ich-Gebrauch folgendes:

Lange Zeit verpönt, ist die Verwendung der Ich-Form mittlerweile im Allgemeinen akzeptiert. Eine zu häufige Verwendung wirkt allerdings unbeholfen und verleiht einem wissenschaftlichen Text den Charakter eines Erlebnisaufsatzes [...] Die Man-Form ist – besonders bei der Präsentation von Thesen – zu vermeiden, da sie eine undifferenzierte Allgemeinheit konnotiert (Posselt et al., 2018, 112).

Erkennbar ist hier die implizite Vorgabe, die eigenen Thesen als solche zu kennzeichnen und nicht hinter unpersönlichen Formulierungen zu verstecken. Allgemein werden Studierende angewiesen, sich zu überlegen, welche Perspektive gerade angebracht ist: Bei eigenen Thesen erscheint die Ich-Form angebracht, bei allgemein akzeptierten Sachverhalten eine man-Form (oder andere unpersönliche Konstruktion) (Posselt et al., 2018, 112). In den vom Institut vorgegebenen Richtlinien herrscht also kein Ich-Tabu. Ich gehe zur Hypothesenbildung von der Annahme aus, dass Studierende mit dem hier zitierten Handbuch vertraut sind und zudem wissen, dass Meinungsäußerung ein relevantes Kriterium für Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten ist.

Aus den Prämissen, dass eigene Standpunkte in den Text einfließen sollen und kein Ich-Tabu vorherrscht, lässt sich die Zwischenhypothese ableiten, dass Studierende den Ich-Gebrauch als durchaus angemessen empfinden könnten. Allerdings spielen natürlich auch Überlegungen zum Risiko des Ich-Gebrauchs in die Hypothesenbildung mit, denn die in der Philosophie geforderte Selbstreferenz bezieht sich vor allem auf die meinungstragenden Autor\*innenrollen (*opinion-holder* und *originator*), die mit höherem Risiko für die Schreibenden verbunden sind. Ich nehme an, dass Studierende wegen dieses Risiko-Effekts den Ich-Gebrauch in meinungstragenden Funktionen als unangemessen(er) empfinden. Im Umkehrschluss möchte ich davon ausgehen, dass Studierende weniger Risiko für *low-risk* Funktionen verspüren und hier den Ich-Gebrauch als angemessen(er) empfinden. Meine erste Hypothese lässt sich also folgendermaßen formulieren: Je höher das Risiko der Autor\*innenrolle, desto unangemessener empfinden Studierende den Ich-Gebrauch.

Aus Überlegungen zum strategischen Wert des Ich – in der Regel mit dem Ziel, die Leser\*innenschaft zu überzeugen – lässt sich eine weitere Hypothese ableiten: Im Falle von Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten kann das Ich wohl auch bewusst eingesetzt werden, um eine gute Benotung zu erreichen (bzw. umgangen werden, um eine schlechte zu vermeiden). Hier liegt jedoch der Einwand nahe, dass auch dieses Potential durch den Risiko-Effekt ausgehebelt werden könnte (d'accord mit den Ergebnissen in Hyland, 2002, 1110). Ich möchte an dieser Stelle eine weitere denkbare Möglichkeit einbeziehen: Man macht sich als Verfasser\*in dann im Text sichtbar, wenn man den Lesenden klar

---

<sup>4</sup> Hier gilt natürlich zu beachten, dass der Grad an Subjektivität je nach Disziplin der Philosophie variiert: Der Teilbereich der Logik etwa lässt wahrscheinlich weniger Freiraum zur Argumentation und Interpretation als die Ethik. Da aber solche eindeutigen Spezialisierungen und Differenzierungen im BA-Studium weniger von Relevanz sind, kann dieser Aspekt hier vernachlässigt werden.

erkenntlich zeigen will, dass man selbst aus dem Text spricht und dass es die eigene Argumentation ist, die gerade gelesen wird. Das macht man plausiblerweise eher an solchen Textstellen, die man als gut gelungen einschätzt und derer man sich sicher ist. Ich will behaupten, dass bei gegebener Textsicherheit ein *high-risk* Ich-Gebrauch zu einem *low-risk* Gebrauch werden kann, da die Verantwortung gegenüber dem Geschriebenen ihre negative Konnotation verliert. Im Gegenteil, im Text sichtbar zu werden wird sogar strategisch wünschenswert, da eine klare Beziehung zwischen Verfasser\*in und Inhalt in diesem Fall positive Auswirkungen auf die Bewertung des Textes haben könnte. Unter der Annahme, dass die Studierenden diese potenziell positive Wirkung des Ich-Gebrauchs auf Lehrende antizipieren, vermute ich einen Zusammenhang zwischen dem Ich-Gebrauch und der Textsicherheit: Mit steigender Textsicherheit steigt der Ich-Gebrauch, analog dazu kann mangelnde Textsicherheit zu einer bewussten Vermeidung des Ich führen. Hypothese 2 lautet demnach: Mit steigender Textsicherheit steigt die empfundene Angemessenheit des Ich-Gebrauchs. Hypothese 1 gilt trotzdem – allerdings kann der Risiko-Effekt durch gegebene Textsicherheit seinen Einfluss auf den Ich-Gebrauch in meinungstragenden Autor\*innenrollen verlieren.

## Methode

Um obige Hypothesen zu überprüfen, wurde mit einem quantitativen Online-Fragebogen gearbeitet. Da ein Fragebogen letztendlich immer nur eine Selbsteinschätzung ermittelt, kann aus den Ergebnissen dieser Arbeit nur bedingt auf die tatsächliche Frequenz des Ich-Gebrauchs in studentischen Texten rückgeschlossen werden – dafür wäre eine Korpusanalyse geeigneter. Die Methodik des Fragebogens hat im Kontext der Fragestellung dieser Arbeit allerdings den erheblichen Vorteil, dass auch das erfasst wird, was im Text bewusst umschrieben wird und daher unsichtbar bleibt. Ein Fragebogen kann effizient erheben, wie sehr Schreibende bestimmte Formulierungen zu vermeiden versuchen wurden bzw. wie (un)angemessen diese empfunden werden.

Der Fragebogen wurde mit dem Online-Tool *umfrageonline* erstellt und an Studierende des Bachelor Philosophie der Universität Wien ausgesandt (Umfragezeitraum 17.12.2020 bis 23.01.2021). Der Link zum Fragebogen wurde dabei an die Lehrenden von fünf verschiedenen Lehrveranstaltungen aus unterschiedlichen Modulen gesandt, welche ihn an ihre Studierenden weiterleiteten. Das Sample umfasst eine Teilnehmer\*innenanzahl von 69 Studierenden, von denen 50 die Umfrage vollständig (bis Frage 28) beantwortet haben. Bei der Auswertung wurden alle Antworten gezählt, im Folgekapitel ist die Teilnehmer\*innenanzahl der jeweiligen Fragenblöcke in Klammern ( $n=x$ ) angegeben. Gut ein Drittel der Befragten studiert im 7. oder einem höheren Semester, ein Drittel im 3. bis 6. Semester und eines im 1. oder 2. Semester. 52% der Teilnehmer\*innen haben ein Nebensstudium, wobei die Zweitfächer sowohl geisteswissenschaftlichen als auch naturwissenschaftlichen Disziplinen angehören. Die angegebene Schreiberfahrung der Teilnehmenden im Sample ist ausgeglichen, allerdings haben 14% noch keine Prüfungs- oder Qualifizierungsarbeit im Fach Philosophie verfasst. In diesen Fällen erfolgt die Einschätzung der Angemessenheit des Personalpronomen Ich dementsprechend weniger auf praktischer Erfahrung als auf hypothetischer Ebene oder der Schreiberfahrung aus anderen Bereichen. Die formale Konstruktion der Fragenformate wurde nach dem Handbuch von Rolf Porst (2014) konzipiert,

die Inhalte und Konstellation der Fragen habe ich in Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur erarbeitet. Der Fragebogen umfasst 28 geschlossene Fragen in verschiedenen Frageblöcken, sowie ein offenes Textfeld am Ende, das für optionale Zusatzbemerkungen von Seiten der Teilnehmer\*innen genutzt werden konnte. Fragenblock 1 schafft einen Einstieg ins Thema und erfragt die Einstellung von Studierenden zu Meinungsäußerung in Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten allgemein. Fragenblock 2 geht anhand von Angemessenheitsskalen auf die Einstellung zum Ich-Gebrauch bei *low-risk* Autor\*innenrollen ein. Bei den Skalen handelt es sich um verbalisierte Skalen in einem *forced choice* Format mit 6 Punkten. Das Spektrum reicht von „gar nicht angemessen“ (1), „unangemessen“ (2), „eher unangemessen“ (3), „eher angemessen“ (4), „angemessen“ (5) bis „sehr angemessen“ (6). Zur Beurteilung der Angemessenheit sollten sich die Teilnehmer\*innen an folgenden Fragen orientieren: „Findest du die Formulierung passend? Ist sie wissenschaftlich? Würdest du sie in einer Seminararbeit so verwenden?“. Die Teilnehmer\*innen wurden zusätzlich darauf hingewiesen, die Formulierungen ausschließlich formal und nicht nach dem Inhalt zu beurteilen.

Fragenblock 3 nutzt dieselbe Art von Angemessenheitsskalen, um die *high-risk* meinungstragenden Autor\*innenrollen näher zu betrachten. Um diese stärker zu differenzieren, wird die Angemessenheit des Ich-Gebrauchs in verschiedenen Sprechhandlungen des *opinion-holder* und *originator* gemessen, die man in einer Prüfungs- oder Qualifikationsarbeit der Philosophie typischerweise findet. Die behandelten Sprechhandlungen sind „Zustimmung ausdrücken“, „Einwände vorbringen“, „Abgrenzung von anderen Autor\*innen“, „Lösungsvorschläge bringen“, „Thesen aufstellen“, „Beispiele anführen“, „vorsichtige Formulierungen“ und „argumentatives Gedankenexperiment“ (etwa „Die Tatsache, dass prekäres Leben sich in meiner Nähe befindet, macht es vielleicht wahrscheinlicher, dass ich helfe“). In den Umfragefragen werden zwei – ansonsten deckungsgleiche – Formulierungen angegeben, eine mit dem Personalpronomen Ich und eine mit einer Umschreibung: Für die Sprechhandlung „Zustimmung“ werden z.B. der Ich-Formulierung „Was das betrifft, stimme ich Chalmers' Theorie des Panpsychismus durchaus zu“ die unpersönliche Formulierung „Was das betrifft, kann Chalmers' Theorie des Panpsychismus durchaus zugestimmt werden“ gegenübergestellt.

In Fragenblock 4 werden die Zusammenhänge zwischen Textsicherheit und Ich-Gebrauch untersucht. Die Teilnehmer\*innen wurden gebeten, sich eine Situation mit hoher oder niedriger Textsicherheit vorzustellen. Anschließend sollten sie sich für die Formulierung entscheiden, die ihnen unter diesen Umständen passender erscheint. Gegeben sind wiederum eine Variante mit Personalpronomen Ich und eine mit unpersönlicher Umschreibung. Bei der Fragenkomposition habe ich hier darauf geachtet, dass die Beispielfragen bei den Szenarios mit weniger Textsicherheit auch einen (wahrscheinlich) weniger vertrauten Inhalt hatten. Das Fragenformat entspricht multiple-choice-Boxen, man konnte auch beide Formulierungen als passend auswählen.

Fragenblock 5 dient zur Abhandlung von noch nicht abgedeckten Fragen, die für eine umfangreichere Auswertung oder zum Stützen der getätigten Annahmen nützlich sein könnten. Abgefragt werden hier etwa der Gebrauch des Ich in Form des Possessivpronomens „mein“ („In meiner Arbeit zeige ich auf...“), die wahrgenommene Häufigkeit des konkreten Ich-Gebrauchs in eigenen Texten und die wahrgenommenen Einflüsse des Ich-Gebrauchs und genereller Meinungsäußerung auf die Bewertung



des Textes. Fragenblock 6 dient zur Erhebung der demographischen Angaben: Studiensemester, eventuelles Nebenstudium und die Anzahl bereits verfasster Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten in Philosophie oder einem anderen Fach. Angaben zum Alter und Geschlecht der Teilnehmer\*innen könnten zwar interessante Erkenntnisse zum Zusammenhang von Ich-Gebrauch und sprachlicher Sozialisation bzw. Selbstreferenz in Hinblick auf Gender liefern, werden in dieser Arbeit allerdings aus Platzgründen ausgespart.

## Ergebnisse

In folgendem Kapitel werden die Ergebnisse der Umfrage nach Fragenblöcken ausgewertet. Dabei werden arithmetische Mittel und Standardabweichungen der Antworten berücksichtigt. Ein Durchschnittswert von 1 entspricht der Beurteilung „gar nicht angemessen“, ein Wert von 6 der Beurteilung „sehr angemessen“.

### Fragenblöcke 1 bis 3

In den einleitenden Fragen von Fragenblock 1 (n=69) geben die Teilnehmenden im Durchschnitt an, dass es ihnen „eher wichtig“ sei, ihre eigene Meinung in Prüfung und Qualifizierungsarbeiten einfließen zu lassen. Anhand von Tab. 1 sieht man, dass sich gut zwei Drittel zwischen den Skalenpunkten 4 und 6 („eher wichtig“ bis „sehr wichtig“) der Skala positionieren. Ein ähnliches Ergebnis erzielt die Antwort auf die Folgefrage, wie wichtig es sei, dass eine vorhandene eigene Meinung von Leser\*innen im Text auch als solche erkannt werde. Die Teilnehmer\*innen messen dem Einbringen der eigenen Meinung sowie deren Sichtbarkeit in Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten also durchaus Relevanz bei.

völlig unwichtig (1)		unwichtig (2)		eher unwichtig (3)		eher wichtig (4)		wichtig (5)		sehr wichtig (6)			
Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Ø	σ
1x	1,45	6x	8,70	15x	21,74	17x	24,64	15x	21,74	15x	21,74	4,22	1,33

Tabelle 1: Ergebnis Frage 1, „Wie wichtig ist es dir, die eigene Meinung in deine Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten einfließen zu lassen?“

völlig unwichtig (1)		unwichtig (2)		eher unwichtig (3)		eher wichtig (4)		wichtig (5)		sehr wichtig (6)			
Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Σ	%	Ø	σ
3x	4,35	6x	8,70	8x	11,59	16x	23,19	16x	23,19	20x	28,99	4,39	1,46

Tabelle 2: Ergebnis Frage 2, „Wie wichtig ist es dir, dass die Leser\*innen auch deutlich erkennen, dass es deine Meinung ist, die im Text steht?“

In Fragenblock 2 (n=67) ergeben sich folgende Tendenzen für die Bewertung der Angemessenheit des Personalpronomen Ich in verschiedenen Funktionen: Der Gebrauch des *representative* wird mit einem arithmetischen Mittel von 4,4 (Standardabweichung  $\sigma=1,3$ ) als zwischen „eher angemessen“ und

„angemessen“ eingestuft. Der Großteil der Teilnehmenden positioniert sich zwischen Skalenpunkten 4 und 6, was weiter auf eine durchaus hohe Akzeptanz des Ich als *representative* schließen lässt. Ähnliche Ergebnisse ergeben die Autor\*innenrollen des *architect*, *Struktur* und *architect, outlining*. Das Ich als *guide* und *architect, Lesesteuerung* wird als „eher angemessen“ wahrgenommen. Der *guide* erzielt die niedrigste Standardabweichung in diesem Fragenblock ( $\sigma = 1,26$ ), die Teilnehmenden sind sich in ihrem Urteil hier also am ehesten einig. Mit einem Durchschnittswert von 3,84 wird das Ich als *recounter* als einzige Autor\*innenrolle zwischen „eher unangemessen“ und „eher angemessen“ eingeschätzt. In der Reihung von *representative* zu *recounter* lässt sich keine kontinuierlich abnehmende Tendenz in der wahrgenommenen Angemessenheit festmachen.

In Fragenblock 3 ( $n=60$ ) setzt sich ein eindeutigerer Trend durch: In allen abgefragten Sprechhandlungen des Ich als *opinion-holder* und *originator* wird die Ich-Formulierung als unangemessener eingestuft als die unpersönliche. Dabei zeigen sich jedoch durchaus Unterschiede in der wahrgenommenen Angemessenheit der verschiedenen Sprechhandlungen und Formulierungen. Für die Sprechhandlungen „Zustimmung“, „vorsichtige Formulierungen“ und „Hypothesen“ wird die unpersönliche Satzkonstruktion als zwischen „eher angemessen“ und „angemessen“ eingestuft (Mittelwert 4,25-4,32), während die Ich-Formulierung zwischen „eher unangemessen“ und „eher angemessen“ liegt (3,6-3,7). Bei „Thesen aufstellen“ erreichen beide Formulierungen Mittelwerte um „eher angemessen“ (3,78 und 4,13). Die Ich-Formulierung bei „Beispiele anführen“ wird zwischen „eher unangemessen“ und „eher angemessen“ eingestuft, wobei die unpersönliche Variante als einzige in Fragenblock 3 mit einem Wert über „angemessen“ beurteilt wird (5,18) – die Standardabweichung von 0,87 weist auf eine hohe Einigkeit unter den Teilnehmer\*innen hin. Bei „Abgrenzung von anderen Autor\*innen“, „Einwände“ und „Lösungsvorschläge“ wird die Ich-Formulierung als „eher angemessen“, die unpersönliche als zwischen „eher angemessen“ und „angemessen“ wahrgenommen. Letztere beiden sind die einzigen Sprechhandlungen, bei denen die arithmetischen Mittel beider Formulierungsvarianten über 4 liegen, wobei diese Erkenntnis bei „Lösungsvorschläge“ durch eine hohe Standardabweichung bei der Ich-Formulierung etwas relativiert wird. Die beiden Werte für „Einwände“ weisen die kleinste Differenz im Mittelwert auf (0,3). Bis auf die durchgehende Bevorzugung der unpersönlichen Formulierungen lässt sich kein Muster in den Antworten erkennen. Die wahrgenommene Angemessenheit des Ich-Gebrauchs in *low-risk* Autor\*innenrollen ist im Schnitt um nur 0,3 Skalenpunkte höher als die der *high-risk* Rollen. *Low-risk* Funktionen zeigen jedoch eine deutlich stärkere Positionierung auf Skalenpunkten 4 bis 6, also eine größere Toleranz der Teilnehmer\*innen für den Ich-Gebrauch.

## Fragenblöcke 4 und 5

In Frageblock 4 ( $n=58$ ) wurden die Studierenden zunächst gebeten, eine Formulierung unter der Prämisse zu wählen, dass sie sich der Korrektheit deren Inhalts nicht sicher seien. Im ersten Fragebeispiel wählten 22 Teilnehmer\*innen die Ich-Formulierung, 45 die unpersönliche und neun Studierende hielten beide Varianten für passend. Auch bei Inhalten, die hypothetisch außerhalb der Expertise der Studierenden lägen, zeigt sich – wenn auch weniger deutlich – eine ähnliche Bevorzugung der unpersönlichen Variante.

Welche der folgenden Formulierungen würdest du wählen, wenn du dir nicht sicher wärst, ob der Inhalt richtig ist?		
Σ	%	„Ich möchte darauf hinweisen, dass im moderaten Fundationalismus die Rechtfertigung für eine grundlegende Überzeugung revidierbar und fehlbar ist.“
22	37,9	
Σ	%	„Es sei darauf hingewiesen, dass im moderaten Fundationalismus die Rechtfertigung für eine grundlegende Überzeugung revidierbar und fehlbar ist.“
45	77,6	

Tabelle 3: Ergebnis Frage 17 zum Ermessen des Ich-Gebrauchs in einem Szenario mit wenig Textsicherheit

In einem der Szenarien mit wenig Textsicherheit kehrt sich diese Tendenz allerdings um und die Ich-Konstruktion wird bevorzugt. Bei der unpersönlichen Formulierung handelt es sich um eine Passivkonstruktion („Es wurde festgestellt, dass sich die Sätze nicht logisch ableiten lassen, aber die Wahrscheinlichkeit jedes Satzes durch die der anderen erhöht wird.“). Ich vermute, die Einschätzung der Teilnehmer\*innen hängt hier wohl damit zusammen, dass eher davon abgesehen wurde, eine potentielle Falschinformation als allgemeine Wahrheit wiederzugeben.

In dem Szenario mit hoher Textsicherheit bleibt die unpersönliche Formulierung die bevorzugte Variante. Entgegen Hypothese 2 geht aus den Ergebnissen also kein Zusammenhang zwischen Textsicherheit und Ich-Gebrauch hervor.

Du arbeitest hart an deiner Seminararbeit, bist bis jetzt sehr zufrieden damit und zuversichtlich, dass es eine gute Note wird. Welche der beiden Formulierungen würdest du wählen?		
Σ	%	„Zudem möchte ich annehmen, dass auch Individuen Pflichten zur Minderung des Prekariats haben.“
28	48,3	
Σ	%	„Zudem gilt die Annahme, dass auch Individuen Pflichten zur Minderung des Prekariats haben.“
39	67,2	

Tab. 4: Ergebnis Frage 19 zum Ermessen des Ich-Gebrauchs in einem Szenario mit hoher Textsicherheit

Nach ihrer Selbsteinschätzung verwenden die Teilnehmer\*innen der Umfrage (n=58) das Personalpronomen Ich in ihren Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten zwischen „selten“ und „manchmal“ ( $\sigma=1,19$ ). Der Gebrauch des Personalpronomens „mein“ wird als „eher angemessen“ (4,12) beurteilt, jedoch wird auch hier die Variante mit Umschreibung als angemessener wahrgenommen (4,76). Der Einfluss des Ich-Gebrauchs auf die Bewertung wird vom Großteil der Teilnehmenden zwischen „eher negativ“ (34 Teilnehmer\*innen, 58,6%) und „kein Einfluss“ (16 Teilnehmer\*innen, 27,6%) eingeschätzt ( $\sigma=0,68$ ). Das generelle Einbringen der eigenen Meinung nimmt nach den Teilnehmer\*innen „keinen Einfluss“ bis „eher positiven“ Einfluss ( $\sigma=0,98$ ) auf die Bewertung.

14 Studierende inkludierten am Ende des Fragebogens eine kurze Stellungnahme. Die Einstellungen zum Ich sind dabei zweigeteilt, einige nehmen den Ich-Gebrauch als problematisch und verpönt wahr, andere verwenden das Personalpronomen regelmäßig und gerne.

## Diskussion

An dieser Stelle werden die zuvor aufgestellten Hypothesen anhand der obigen Auswertung der Umfrageergebnisse diskutiert. Anhand von Frageblock 2 wurde deutlich, dass die Reihung der *low-risk* Autor\*innenrollen von *representative* zu *recounter* mit keiner kontinuierlichen Abnahme der empfundenen Angemessenheit einherging. Das Ich als *representative* wurde nicht als am angemessensten eingestuft, obwohl mit dieser Rolle das kleinste Risiko einhergeht. Hypothese 1 (Je höher das Risiko der Autor\*innenrollen, desto unangemessener empfinden Studierende den Ich-Gebrauch) lässt sich nicht exakt auf die Reihung von Tang und John übertragen, bleibt aber bestätigt für die Unterscheidung zwischen *high-risk* und *low-risk* Autor\*innenrollen: Alle *low-risk* Autor\*innenrollen erzielten neutrale Durchschnittswerte (3-4) und wiesen im Vergleich zu *high-risk* meinungstragenden Rollen eine deutlich stärkere Positionierung auf Skalenpunkten 4 bis 6 auf. Daher kann auf eine größere Toleranz der Teilnehmer\*innen für den Ich-Gebrauch in *low-risk* Funktionen geschlossen werden. Die Auswertung von Frageblock 3 zeigt zudem, dass Studierende, wenn vor die Wahl gestellt, durchgehend unpersönliche Formulierungen bevorzugen, um Sprechhandlungen von meinungstragenden Autor\*innenrollen auszuführen. Die in der Forschungsliteratur bereits belegte Annahme, dass in diesen *high-risk* Funktionen eher auf den Ich-Gebrauch verzichtet wird, lässt sich also auch für dieses Sample bestätigen (sofern von beurteilter Angemessenheit auf realen Gebrauch rückgeschlossen werden kann). Die Beurteilungen der jeweiligen Sprechhandlungen und Formulierungen von meinungstragenden Autor\*innenrollen wiesen keinerlei durchgehende Trends auf, weshalb Unterschiede hier vermutlich eher auf den konkreten Wortlaut der jeweiligen Fragebeispiele zurückzuführen sind (z.B. welche Art der Umschreibung für das Ich gewählt wurde).

Frageblock 4 zeigte zwar weniger Ich-Gebrauch bei weniger Textsicherheit, jedoch wurde auch im Szenario mit hoher Textsicherheit bevorzugt die unpersönliche Variante gewählt. Hypothese 2 konnte somit in den Umfrageergebnissen nicht bestätigt werden; das Kriterium der Textsicherheit scheint nicht auszureichen, um die negativen Implikationen des *high-risk* Ich-Gebrauchs zu relativieren. Als grundlegende Annahme zur Hypothesenbildung bin ich zunächst davon ausgegangen, dass Studierende sich der Relevanz der Meinungsäußerung in Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten bewusst sind und das Ich als ein zulässiges Mittel sehen, diese kundzutun. Des Weiteren habe ich behauptet, dass in meinungstragenden Autor\*innenrollen aufgrund des einhergehenden Risikos trotzdem auf das Ich verzichtet wird. Frageblock 1 zeigt auf, dass Studierende sich der Relevanz der eigenen Meinung für ihre Prüfungs- und Qualifizierungsarbeiten tatsächlich bewusst sind. Demgegenüber bemessen die Teilnehmenden dem Ich keinen positiven Einfluss auf die Bewertung ihrer Texte zu: Das rhetorische Potential des Personalpronomens als Mittel zum Meinungs Ausdruck wird nicht erkannt. Somit wird es von vornherein unwahrscheinlich, dass Studierende auch bei hoher Textsicherheit auf das Ich zurückgreifen.

Da die Studierenden den Ich-Gebrauch zumindest in *low-risk* Autor\*innenrollen durchaus als angemessen bewertet haben, scheinen die Teilnehmer\*innen kein Ich-Tabu wahrzunehmen. Gründe für die mangelnde Toleranz gegenüber dem Ich-Gebrauch in meinungstragenden Autor\*innenrollen könnten meiner Ansicht nach einerseits in fehlender Kenntnis des Studienhandbuches und der

„Erlaubnis“ zum Ich-Gebrauch, die man dort findet, liegen. Andererseits zeigt diese Untersuchung auf, dass der Risiko-Effekt sehr hartnäckig bleibt, auch wenn das Risiko durch Textsicherheit gemindert wäre.

## Fazit

In meiner Untersuchung habe ich ermittelt, in welchem Ausmaß und in welchen Funktionen Studierende der Philosophie den Ich-Gebrauch als angemessen empfinden und inwieweit dieses Urteil von einer empfundenen Textsicherheit abhängt. Ein solcher Zusammenhang wird in der Untersuchung dahingehend bestätigt, dass die Teilnehmer\*innen den Ich-Gebrauch in *low-risk* Funktionen im Schnitt angemessener empfinden als in *high-risk* Funktionen; wenn vor die Wahl gestellt, werden in *high-risk* Rollen immer unpersönliche Formulierungen bevorzugt. Die Textsicherheit hat sich als nicht ausschlaggebendes Kriterium erwiesen, um den Risiko-Effekt in *high-risk* Autor\*innenrollen zu mindern und die empfundene Angemessenheit des Ich-Gebrauchs zu steigern. Die vorliegenden Ergebnisse widerlegen ein oftmals behauptetes Ich-Tabu und zeigen, dass Studierende die Angemessenheit seines Einsatzes kontextsensitiv beurteilen.

Für weitere Untersuchungen wäre es interessant, diese Beobachtungen anhand einer Korpusanalyse zu ergänzen und abzu prüfen, ob bzw. inwiefern eine Verbindung zwischen wahrgenommener Angemessenheit und tatsächlichem Ich-Gebrauch besteht. Aufschlussreich wäre auch zu untersuchen, ob Hypothese 2 zur gesteigertem Ich-Gebrauch bei gesteigerter Textsicherheit bei der Untersuchung von realen Texten, derer Inhalte sich die Autor\*innen mehr oder weniger sicher sind, hält. Ein Durchführen des selben Fragebogens in verschiedenen Disziplinen könnte Aufschluss über fachspezifische Differenzen im Ich-Gebrauch der Studierenden geben. Abschließend möchte ich hervorheben: In der Auswertung der Fragebögen zeigt sich, dass Studierende der generellen Meinungsäußerung eher positiven Einfluss auf die Bewertung ihrer Texte zuschreiben. Deshalb erscheint die These, dass Selbstreferenz auf strategischer Ebene passiert, noch immer plausibel. Auch wenn studentische Autor\*innen im Fach der Philosophie vom Ich absehen, nutzen sie möglicherweise andere Arten der Selbstreferenz, um ihre Meinung zu markieren und damit strategische Ziele zu verfolgen. Auch hier besteht weiterer Untersuchungsbedarf.

## Literatur

- Fløttum, K., T. Gedde-Dahl, & T. Kinn (2006). *Academic voices: Across languages and disciplines*. Amsterdam: Benjamins.
- Girgensohn, K. (2008). Schreiben als spreche man nicht selbst: Über die Schwierigkeiten von Studierenden, sich in Bezug mit ihren Schreibaufgaben zu setzen. In M. Rothe (Hrsg.), *Stil, Stilbruch, Tabu. Stilerfahrung nach der Rhetorik; eine Bilanz (195-211)*. Münster: Lit.-Verl.
- Girgensohn, K. & N. Sennewald (2012). *Schreiben lehren, Schreiben lernen: Eine Einführung*. Darmstadt: WBG.
- Harwood, N. (2005). „Nowhere has anyone attempted ... In this article I aim to do just that“: A corpus-based study of self-promotional I and we in academic writing across four disciplines. *Journal of Pragmatics*, 37(8), 1207-1231.
- Hyland, K. (2002). Authority and invisibility: authorial identity in academic writing. *Journal of Pragmatics* 34, 1091-1112.
- Hyland, K. (2005). Stance and engagement: A model of interaction in academic discourse. *Discourse Studies* 7(2), 173-192.
- Koutsantoni, D. (2007). *Developing academic literacies: Understanding disciplinary communities' culture and rhetoric*. Bern/Oxford: Peter Lang Verlag.
- Moll, M., & W. Thielmann (2017). *Wissenschaftliches Deutsch: Wie es geht und worauf es dabei ankommt*. Konstanz/München: UVK.
- Myers, G. (1989). The pragmatics of politeness in scientific articles. *Applied Linguistics* 10(1), 1-35.
- Polenz, P. (1981). Über die Jargonisierung von Wissenschaftssprache und wider die Deagentivierung. In Bungarten, T. (Hrsg.), *Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription*. München: Fink.
- Porst, R. (2013). Fragebogen. Sahrer, H., Bayer, M., & Sackmann, R. (Hrsg.), *Studienskripten zur Soziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Posselt, G., M. Flatscher, & A. Weiberg (2018). *Wissenschaftliches Arbeiten im Philosophiestudium*. Abgerufen von UTB studi-e-book.
- Schmidt, J. (2016). *Identitätskonstruktion und Verfasserreferenz in deutschen und US-amerikanischen wissenschaftlichen Artikeln (Dissertation)*. Georg-August Universität Göttingen, Deutschland.
- Steinhoff, T. (2007a). Zum „ich“-Gebrauch in Wissenschaftstexten. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 35(1-2), 1-26.
- Steinhoff, T. (2007b). *Wissenschaftliche Textkompetenz: Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten. (Germanistische Linguistik, 280)*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Tang, R., & S. John (1999). The I in identity: Exploring writer identity in student academic writing through the first person pronoun. *English for Specific Purposes* 18(1), 23-39.
- Weinrich, H. (1989). Formen der Wissenschaftssprache. In *Jahrbuch 1988 der Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, 119-158.